



Reportage

# Namibia

Fabian von Poser  
Durch die Augen des Geparden

Picus

## Die Hüter des heiligen Feuers

Die Himba sind die letzten Nomaden Namibias. Ihr Vermächtnis sind jahrhundertealte Rituale, ihr Leben der Kontakt zu den Ahnen. Doch ihr Lebensraum ist in Gefahr

Bevor das Ritual beginnt, rühren die Frauen eine zähflüssige Paste an, so rot wie Stierblut. In Schalen aus Granit zermahlen sie Roteisensteine. Dann vermengen sie das Pulver mit Butter und den aromatischen Blättern des Omuzumba-Strauches und streichen die Paste über ihre nackten Körper, bis auch der letzte Flecken benetzt ist. Sind sie von Kopf bis Fuß eingeschmiert, haben selbst die Zehen einen ockerfarbenen Teint, sind sie bereit für die Zeremonie. Das letzte Licht des Tages beleuchtet jetzt den Platz. Waagrecht fallen die Sonnenstrahlen in das Rund zwischen den Hütten, hauchen noch einmal Farbe in die Gesichter der Frauen. Ein paar Mopane-Bäume werfen knorrige Schatten. Das Sonnenlicht zerfließt in der Arena. Dann betreten die Heilerinnen das Oval. Zuerst ist es nur die Schamanin selbst, später auch ihre Gehilfinnen. Die Frauen stellen sich im Kreis auf, in ihrer Mitte die Schamanin, eine ältere Frau von hohem Wuchs, mit nichts bekleidet als einem Lendenschurz aus Ziegenleder und einer Kette aus Kauri-Muscheln.

Jetzt folgt die Patientin. Ihr Körper ist bis auf die Knochen ausgemergelt, das Gesicht gezeichnet von der Krankheit. Schwankend tritt sie aus dem

Schatten einer der Hütten in die Mitte des Platzes. Die Heilerinnen richten sich auf. Dann beginnt das Ritual. Zuerst bedächtig, später immer schneller, schlägt die Schamanin die Trommel. Die Helferinnen schwingen die Kürbissrasseln, jede hat einen gegabelten Heilstock in der Hand. Langsam bringen sich die Heilerinnen im Takt der Trommeln in Trance. Die Patientin verfällt in Apathie. Ihre Augen rollen im Kreis wie weiße Bälle, die Pupillen sind geweitet. Der Körper bebt, das Herz pocht, die Adern an den Schläfen schwellen an. Noch einmal schwenkt die Schamanin die Trommel über das Feuer, damit das Fell die richtige Spannung erhält, ihr Instrument kurze, bellende Laute ausstößt. Dann werden die Schläge immer eindringlicher. Apathisch kniet die Patientin im Gemenge der Leiber. Ist ein fortgeschrittener Zustand der Trance erreicht, ist die Kranke zwischen der Halbwelt und der ihren, ist die Schamanin bereit, den Fluch zu erkennen.

Es gibt sie noch, diese traditionellen Rituale. Es gibt sie dort, wo die Sonne im Sommer unerbittlich brennt, dort, wo es kaum schattenspendende Bäume gibt, dort, wo sich die trockenen Flussbetten des Hoanib, des Hoarusib, des Khumib, des Sehomib, des Nadas und des Munutum vielleicht einmal im Jahr, manchmal auch nur alle drei, fünf oder gar zehn Jahre mit Wasser füllen. Wo über den Etendeka-Bergen, den Otjihipa-Bergen, den Baynes- und Joubert-Bergen und dem Hartmannstal die Sonne die meiste Zeit des Jahres so gnadenlos vom Himmel brennt, dass sie einen Aufenthalt im Freien fast unmöglich macht. Dort, wo Pässe wie der Van-Zyls-Pass, eine der steilsten befahrbaren Strecken Afri-

kas, die Landschaften durchtrennen, ganze Täler von der Außenwelt abschneiden. Kaokoveld heißt dieser letzte Außenposten der Zivilisation, der hinterste Zipfel Namibias, bevor der Grenzfluss Kunene die Region in zwei teilt. In eine elend arme in Namibia und eine noch ärmere: Angola.

Die Geister gefährlicher Tiere oder von Toten können in den Körper eindringen und ihn krank machen, sagen die Himba. Sie vermögen die Seele in Beschlag zu nehmen, sie nach und nach auszu-zehren. Nur die Schamanen können diese Geister bannen, sie unschädlich machen oder austreiben. Ihre Heiler haben übernatürliche Kräfte, glauben die Himba, nur sie können es mit der Ahnenwelt aufnehmen, den Geistern die Stirn bieten. In den vergangenen Jahren haben sich vor allem die Himba-Frauen als kompetente Schamaninnen erwiesen. Ihre Heilmethode ist dabei immer dieselbe: die Gemeinschaftstrance. Vor drei Monaten waren die Heilerinnen schon einmal in dem winzigen Dorf in den Baynes-Bergen zu Gast, um eine Frau zu behandeln, deren Mann im Alkoholrausch ums Leben gekommen war. Nachts suchten die Witwe dunkle Träume heim. Immer wieder besuchte sie dort ihr Mann, wieder und wieder kehrte er als Dämon in ihr Leben zurück, bis die Heilerinnen den bösen Geist mit einer aufwendigen Zeremonie für immer vertrieben.

Die Himba gelten als das letzte weitgehend nomadisch lebende Volk Namibias. Auf etwa achttausendzweihundert wird die Zahl derer geschätzt, die in traditioneller Lebensweise ihr angestammtes Lebensgebiet bewohnen. Insgesamt zweiundfünfzig Dorfgemeinschaften pflegen im Norden Namibias

noch ihre alten Rituale. Sie bilden eine verschlossene Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft der Rinder- und Ziegenhirten, die teilweise wochen- oder gar monatelang durch die karge Landschaft Namibias zieht, um geeignete Weideplätze zu finden. Als Hirtennomaden sind die Himba auf das Wechseln der Weidegründe angewiesen, denn Wanderschaft tut Not in diesem wasserarmen, rasch abgegrasten Land.

Wenn die Weidegründe und Wasserstellen weniger werden, wenn Touristencamps gebaut werden und Staudämme, Straßen und Dörfer sich ausbreiten wie Geschwüre und die Krankheiten der westlichen Welt selbst in die entlegensten Winkel Namibias vordringen, dann ist es schlecht bestellt um die Zukunft der Himba. In letzter Zeit kommt es immer häufiger vor, dass die vorrückende Zivilisation für Konflikte unter den Himba sorgt. Und so ist das Heilritual auch ein Spiegel ihrer Gesellschaft. Der zunehmende Tourismus, Alkoholismus, Prostitution, Aids und soziale Entfremdung haben längst ihre Hütten und Dörfer erreicht. Oft sieht man Himba-Männer in den Getränkeläden der Kreisstadt Opuwo mit Bier oder Stärkerem in der Hand herumlungern, auf der Straße halten sie Touristen an und betteln um Schnaps. Der Verlust ihrer Weidegründe, des Viehs und andere Schicksalsschläge werden häufig in Alkohol ertränkt. Für die Himba sind die Rinder nicht Besitz der Lebenden, sondern der Vorfahren, die so mit ihrer Nachwelt verbunden bleiben. Und nichts ist für die Himba so wichtig wie der Kontakt zu den Ahnen.

Der Volksstamm der Himba, oder treffender Ova-Himba, gehört zu einer Gruppe von Herero-

Stämmen, die im 16. Jahrhundert aus Angola nach Namibia einwanderten. Anders als ihre Verwandten ließen sie sich weder von den Missionaren, die im 19. Jahrhundert das Land vereinnahmten, christianisieren noch von den deutschen Kolonialherren beeinflussen. Um 1870 flüchteten viele Himba vor den räuberischen Nama im Kampf um Weidegründe aus Namibia nach Angola. Als die verbliebenen Himba 1904 in den Krieg der deutschen Kolonialmacht gegen die Herero gerieten, folgten weitere nach Angola. Erst nach dem Ende der deutschen Kolonialzeit 1914 und mit Beginn der südafrikanischen Mandats Herrschaft kehrten einige Familien zurück nach Namibia. Als das Kakoland 1928 als Wildschutzgebiet ausgewiesen wurde, war der Grundstein für eine fast ein halbes Jahrhundert lang weitgehend unbeeinflusste Entwicklung der Himba gelegt.

Es ist dunkel geworden über den Baynes-Bergen. Die Frauen haben dicke Äste angezündet. Dichte Rauchschwaden schwängern jetzt die Luft. *Okuruwo* nennen die Himba das heilige Feuer, das sie hüten wie einen Schatz. Zwischen der Hütte des Häuptlings und dem Viehkral gelegen, darf das Feuer nie erlöschen, denn mit ihm stellen sie eine Verbindung zwischen ihrer Welt und der der Ahnen her. Seine Bedeutung ist so groß, dass es Fremden verboten ist, zwischen das Feuer und die Hütte des Stammesoberhauptes zu treten. Im Dorf scharen sich die Frauen nun um die Flammen. Dicke Gehänge aus Kupfer, Eisen und Messing zieren ihre Oberkörper. Als Zeichen der Fruchtbarkeit tragen einige weiße Tritonshörner um den Hals, riesige Muscheln aus dem benachbarten Angola.

Im Feuerschein sind bei den Frauen nicht nur die dicken, ziegelroten Zöpfe zu erkennen, sondern auch Lücken zwischen den Schneidezähnen. Sie gelten als Schönheitssymbol und sind denen ihrer heiligen Rinder nachempfunden. Bei der Operation im Kindesalter gilt es als schändlich, Schmerzen zu zeigen. Mit einem Holzscheit, gegen den er mit einem Hammer schlägt, bricht der Operateur die vorderen Schneidezähne heraus. Dann feilt er die Stummel mit einem rauen Stein oder einer Feile zu dreieckigen Keilen.

Der Abend am Lagerfeuer schreitet voran. Fast vier Stunden dauert die Zeremonie mittlerweile. Die Heilerinnen knien jetzt auf allen Vieren und fletschen die Zähne wie Raubkatzen. Grunzend, fauchend, prustend scharen sie sich um die Patientin. Es ist der Geist eines Löwen, der sie beseelt hat. Die Schamanin schwenkt die Kürbissassel über der Erkrankten. Die Patientin hat Konvulsionen. Wieder und wieder windet sich ihr Körper voller Schmerz. Bis die Schamanin den Fluch erkannt hat. Stammt er von einem bösen Tier, hat also der schwarze Vogel die Krankheit gebracht, wird die Schamanin sie an ihn zurücksenden. Kommt die Krankheit von einem Ahnen, wird sie ihn ausfindig machen und den Fluch in die Ahnenwelt zurückschicken. Immer wieder umkreisen die Heilerinnen die Patientin mit den Kürbissasseln und Trommeln, bis sie vor Müdigkeit selbst beinahe ohnmächtig sind. Sie fahren so lange fort, bis die Frau ausgelaugt in sich zusammensackt. Dann tragen sie den beinahe leblosen, jetzt vom bösen Geist befreiten Körper in die Genesungshütte. Erschöpft sinkt die Patientin auf dem eilig zusammengezimm-

merten Bett aus Akazien-Holz nieder und schläft ein.

Rituale wie diese sind keine Folkloreveranstaltungen. Dennoch hat gerade der Kontakt zu Touristen großen Einfluss auf die Kultur der Himba. Immer weiter rücken Besucher in die unzugänglichen Regionen Nordnamibias vor, immer tiefer dringt die Moderne in ihr Leben. »Die abgeschiedene Lage fernab der Bevölkerungszentren, die schlechte Infrastruktur, die Isolation im früheren Homeland Kaokoland und die völlige Abschottung dieses Gebietes als Aufmarschgebiet der südafrikanischen Besatzungsarmee im Kampf gegen die South-West Africa People's Organisation (SWAPO) haben ihre traditionelle Lebensweise lange Zeit konserviert«, sagt der Gießener Geograf Professor Andreas Dittmann. »Doch das hat sich in den vergangenen Jahren stark geändert.« Dittmann ist Kenner der Region. Zahlreiche Male war er bei den Himba zu Gast und verständigt sich mit ihnen sogar in ihrer eigenen Sprache.

Und in der Tat: Die Geschichte der Himba ist wechselhaft. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben sie so viele Katastrophen, Schicksalsschläge und Einflussnahmen von außen erlebt, dass es einem Wunder gleicht, dass sie noch am Leben sind. Dürre und der Krieg zwischen der südafrikanischen Mandatsmacht und den SWAPO-Rebellen plagten den Volksstamm in den achtziger Jahren. Eine Zeit lang sah es so aus, als würde die Kultur der Himba untergehen. Rund neunzig Prozent des Viehs verendeten aufgrund einer jahrelang anhaltenden Trockenheit. Nicht nur ein ernährungs-technisches Problem, sondern auch ein Problem

des Selbstbewusstseins, verehren die Himba ihre Rinder doch beinahe so wie ihre Ahnen. Dann folgte der Befreiungskrieg. Viele Himba schlossen sich dabei als Fährtenleser und Kundschafter der südafrikanischen Armee an und kämpften gegen eine SWAPO-Guerilla, die die Unabhängigkeit Namibias forderte und am Ende gegen die südafrikanischen Besatzer siegte. Mit der Unabhängigkeit 1990 kehrte zwar wieder Ruhe in Namibia ein. Die Himba waren jedoch fortan isoliert, weil sie sich auf die Seite Südafrikas gestellt hatten. Die SWAPO, die die ersten Wahlen in Namibia gewann und seitdem das Land regiert, stand hauptsächlich unter dem Einfluss der befeindeten Ovambo. Bis heute kümmert sich die SWAPO-Regierung in Windhoek kaum um die Belange der Himba. Viele namibische Politiker hegen noch alte Vorurteile aus der Zeit des Befreiungskampfes. Außerdem erscheinen ihnen die Himba als peinlich. Ihre Kultur wird von ihnen nicht als schützenswert, sondern als Zeichen der Rückständigkeit gewertet. »Why do you care about these stone age people«, hielt ein früherer namibischer Minister Menschenrechten entgegen, die sich für einen Erhalt des Himba-Lebensraums eingesetzt hatten. Warum kümmert ihr euch überhaupt um diese Steinzeitmenschen?

Heute gehen viele Himba bereits wählen und schicken ihre Kinder zur Schule. Auch messen sie ihren Wohlstand nicht mehr nur in Vieh, sondern auch in Geld. Doch ein dramatischer Traditionsverlust und Wertewandel sind die Folge. Auch der Tourismus dreht mit an diesem Rad. Einige Reiseveranstalter haben neuerdings Verträge mit den Stammesführern abgeschlossen und karren

regelmäßig Busladungen von Touristen in ihre Dörfer. »Auf diese Weise gerät ein Himba-Dorf schnell zum lebenden Museum«, kritisiert Andreas Dittmann. »Mit dem Präsentieren ihrer Kultur verdient eine Dorfgemeinschaft so plötzlich mehr Geld als mit dem Ausüben derselben. Andere traditionelle Tätigkeiten wie die Viehzucht bleiben schnell auf der Strecke.« Und auch die Medien dringen immer weiter in das Himba-Land vor. Erst jüngst sorgte die Fernsehsendung »Wie die Wilden« auf *Sat 1* für Aufsehen. Mehrere Wochen verbrachten Oberstudienrat Heinz Düvel, seine Frau und ihre drei Kinder, alle aus Dingen in Nordrhein-Westfalen, in einem Himba-Dorf im Norden Namibias, um mit den Nomaden zu leben. Düvel mit seinen weißen Jeans und seinem kurzärmeligen Hemd und seine Frau wirkten bei den Aufnahmen wie Außerirdische. Ob Frau Gabi, wie es bei den Himba-Frauen Tradition ist, keine Seife, kein Deo und kein Parfüm verwendet hat und sich nur mit einem Rauchbad aus Asche und Kräutern reinigte, bleibt ihr Geheimnis. Fest steht: Das Bild, das dadurch von den letzten Nomaden Namibias vermittelt wurde, ist ein verklärtes. Die Himba werden zu Clowns des Bildschirms, zu Spielbällen von Voyeuren in der modernen Medienwelt.

Auch das ist das Himba-Land: Weiß brodelnd bahnt sich an der Grenze zu Angola der mächtige Kunene-Fluss seinen Weg durch die Felsen. Gischt schießt empor und füllt die Luft mit winzigen Wassertröpfchen. Ein Regenbogen steht über den Epupa-Fällen und zeichnet die Spektralfarben an den Himmel. Doch auch hier trägt die Idylle. Denn am Grenzfluss sahen sich die Himba lan-

ge Zeit mehr als irgendwo anders von der vorrückenden Zivilisation bedroht. Jahrelang plante die namibische Regierung, bei den Epupa-Fällen am Kunene-Fluss an der Grenze zu Angola fast acht Millionen Kubikliter Wasser aufzustauen, um daraus Energie zu gewinnen. Mit dem Bau des Epupa-Staudamms drohte nicht nur wertvolles Weideland verloren zu gehen, auch die heiligen Gräber der Ahnen waren in Gefahr. »Die Folgen für den Fortbestand der traditionellen Kultur der Himba wären katastrophal gewesen«, sagt Andreas Dittmann. »Eine Unterbrechung der Tradition hätte die Verbindung zu den Vorfahren irreparabel zerstört.« Ohne politische Lobby standen die Himba dem Staudammprojekt zunächst machtlos gegenüber. Erst nachdem sich internationale Organisationen für ihre Sache einsetzten, wurde das Projekt gestoppt. Aber warum genießen die Himba im Ausland mehr Sympathie als in ihrer Heimat? »Sie sind in der Minderheit im eigenen Land, und ihre einzigartige Kultur ist in Gefahr«, sagt Dittmann. »Außerdem entsprechen sie allen Klischees des edlen Wilden. Sie leben traditionell und im Einklang mit der Natur. Und vor allem sind sie schön. Als langgliedrige, rot-braun geschminkte Personen strahlen sie auf uns Europäer schon rein äußerlich eine große Anziehungskraft aus.«

Es wird Morgen in den Baynes-Bergen. Der Mond hängt fahl am Himmel, die Luft ist noch erfüllt vom Duft des Feuers. Die Nacht und der Tag fließen in dieser frühen Stunde zusammen. Nach und nach färbt sich der Horizont rot. Es ist ein glühendes Rot über den Baynes-Bergen, ein noch schüchternes auf den Hügeln von Angola.

Jetzt, da die Sonne bald aufgehen wird, ihre sengenden Föhler über den Kuppen und Rundungen ausstreckt, gehen die Frauen zu Bett. Eine nach der anderen verschwindet im anbrechenden Tag und verzieht sich in ihre Hütte aus Lehm. Auf einfachen Bastmatten werden sie sich nach der durchtanzten Nacht, nach der erschöpfenden Heilzeremonie, bei der sie sich mit ihren Trommeln, Kürbissrasseln, Muschelamuletten und Talismanen viele Stunden lang in Trance gesungen haben, ausstrecken und bis zum Mittag schlafen, einige vielleicht sogar bis zum Abend. Die Heilerinnen haben in dieser Nacht wieder eine Frau von bösen Geistern befreit. Und von den Flüchen, die ihnen die Zivilisation gebracht hat. Sie haben den Dämon, der sie be-seelte, vertrieben, sie wieder stark gemacht. Für die Geheilte mag das wie ein Segen erscheinen, ein Segen, der ihr ein besseres, vielleicht ein längeres Leben beschert. Aber wie lange wird ihr Volk noch überleben?